



Porträt des Autors als junger Baske

IBON ZUBIAUR
WIE MAN
BASKE
WIRD

Über die Erfindung
einer exotischen Nation

BERENBERG

über die Basken entschädigen. Der verliert natürlich einiges in einer schriftlichen, nicht theatralisierten Version, aber er trifft die Sache doch recht gut. Es geht um einen baskischen Pfarrer, der einen alten Schulkameraden aus dem Seminar im westspanischen Zamora besucht. Dieser aber erkrankt, kaum dass der Freund aus dem Baskenland eingetroffen ist, und bittet den Gast, an seiner Stelle die Heilige Messe und die entsprechende Predigt zu übernehmen. Der Baske ist nicht gerade begeistert (Basken reden bekanntlich nicht gerne), kann sich aber nicht drücken, und so fragt er: »Worüber soll ich denn reden?« »Ich wollte über die Sünde reden«, erklärt der erkrankte Pfarrer. Die Sünde, die Sünde ... Es kommt die Predigt und der baskische Priester fängt an, von einem Patxi in seinem Dorf zu erzählen, der alle Tugenden verkörpert haben soll, »ein Baske, wie er im Buche steht«. »Patxi war arbeitsam, edel, seiner Mutter in treuer Liebe zugetan« usw.; alles, was sich von einem sprichwörtlichen Basken sagen lässt. Und trotzdem ist selbst dieser Patxi, »unser Patxi«, auch einmal der Versuchung erlegen und hat gesündigt. Selbst Patxi hat gesündigt! »Und wenn unser Patxi gesündigt hat, was sollen wir dann erst von Euch beschissenen Zamoranern noch alles erwarten?«, donnert der baskische Pfarrer zum Schluss von der Kanzel.

Quod erat demonstrandum.

GESCHICHTE

Das Baskenland ist sicherlich nicht der einzige Landstrich, in dem ein überaus phantasievoller Umgang mit der eigenen Geschichte gepflegt und die Historiographie von politischen Strömungen als Projektionsfläche missbraucht wird. Aber unter den vielen Mythen, die zur Festigung der angestrebten nationalen Identität der Basken hervorgebracht wurden, fällt einer auf, der unter stolzen US-Bürgern undenkbar, unter stolzen Deutschen zumindest problematisch wäre: Der Anspruch auf eine besondere, ja fast einmalige Altertümlichkeit. Er ist knapp und anschaulich in folgender Erklärung zusammengefasst:

»Wir sind seit vielen Jahren hier. Seit dem Mesolithikum, seit siebentaussend Jahren besteht das baskische Volk; ebenfalls seit vielen Tausend Jahren spricht dieses Volk *euskera*, die älteste Sprache Europas.«

Jeder gebildete Leser wird angesichts einer solchen Aussage lächeln und denken müssen, dass diese Basken ihre Obsession mit dem Alteingesessensein nun doch ein wenig übertreiben: Die Vorstellung, in der Mittelsteinzeit hätte es so etwas wie ein baskisches Volk mit *euskera* als Verkehrssprache gegeben, ist doch reichlich grotesk. Gruselig wird es aber, wenn der Urheber einer solchen nicht etwa in feuchtfrohlicher Sektlaune, sondern wiederholt und feierlich vorgetragenen Aussage kein Geringerer ist als das gewählte und von 1999 bis 2009 amtierende Regierungsoberhaupt der Autonomen Gemeinschaft Baskenland, *lehendakari* Juan José Ibarretxe (PNV). Dieser eigensinnige, in historischen Fragen nicht gerade penible Politiker erreichte den höchsten Be-

kanntheitsgrad unter allen baskischen Regierungschefs vor allem dank seines berühmt-berüchtigten Plans für einen neuen Status, im Grunde für eine stillschweigende Unabhängigkeit des Baskenlandes. Der *Plan Ibarretxe* wurde von der spanischen Deputiertenkammer abgelehnt und später, nach Ibarretxes Rücktritt, von dessen eigener Partei auf Eis gelegt. Ibarretxe gelang es allerdings, eine längere Fassung seines Plans als Dissertation anerkannt zu bekommen, die freilich etwa so viel Eigenes enthielt wie Karl-Theodor zu Guttenbergs Doktorarbeit. Ibarretxe ist nicht mehr aktiv, wurde aber trotz oder gerade wegen seines eigenwilligen Geschichtsverständnisses zu einer regelrechten Identifikationsfigur im Baskenland. Hier ein weiteres Zitat:

»Wir baskischen Territorien hatten im Laufe unserer Geschichte die Möglichkeit, selbständig Entscheidungen zu treffen, als aber im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts diese Möglichkeit selbständiger Entscheidungen in Frage gestellt wurde, begann der Konflikt, bekannt als baskischer Streitfall oder baskisches Problem.« Angesichts eines Souveränitätsbegriffs, der »Territorien« in der ersten Person Plural nennt und also die *Fueros* genannten feudalen Sonderrechte mit einer vermeintlichen Freiheit der Basken gleichsetzt, mag tatsächlich das Mittelalter, oder das 7. Jahrhundert, notfalls auch das Mesolithikum als goldenes Zeitalter erscheinen.

Mit solchen Thesen lässt sich im Baskenland schon seit einiger Zeit Politik machen. Sie richten sich aber keinesfalls nur an den Binnenmarkt oder an die eigenen Leute. Im Oktober 2000, als der Europäische Rat im südfranzösischen Biarritz tagte, traf sich die PNV in der Nähe, um den Vertretern Europas zu verkünden: »Sie befinden sich heute im Land der Basken, die wir das älteste Volk Europas bilden und seit Menschengedenken auf beiden Seiten des Bidasoa und der westlichen Pyrenäen leben, und die wir immer noch eine Sprache sprechen, die das einzige lebendige Zeugnis der europäischen Urgeschichte darstellt.« Unter dem Eindruck einer solcher Anmaßung dürften manch

einem Staatsoberhaupt Zweifel an der geläufigen Vorstellung von baskischer Ernsthaftigkeit und Besonnenheit gekommen sein.

Die vermeintliche Altertümlichkeit als Argument geht auf die ersten Apologeten des Baskentums Zaldibia, Garibay und Poza zurück. Die schrieben allerdings im 16. Jahrhundert, als es gang und gäbe war, in jeder denkbaren Frage genealogisch zu argumentieren. Schon damals ging es darum, für die Basken einen Sonderstatus zu beanspruchen, der sie von den Einwohnern der übrigen spanischen Gebiete unterscheiden sollte. (Auf die Idee jedoch, die Basken seien eine eigene *Nation*, kam erst Sabino Arana.) Die genannten Autoren verbreiteten den Mythos einer direkten Abstammung der Basken von Noahs Enkel Tubal, der nach der Sintflut als Erster das heutige Spanien bevölkert (und das Baskische mitgebracht) habe. Der entsprechende Mythos des »Vaskoiberismus«, dem zufolge das Baskische die ursprüngliche Sprache der iberischen Halbinsel war, hielt sich bis weit ins 19. Jahrhundert und infizierte unter anderen Wilhelm von Humboldt, der ihn von seinem baskischen Gastgeber Astarloa zu hören bekam. Bis vor kurzem noch betätigten sich zahllose Priester und Expriester, die leider Gottes den größten Anteil der baskischen Philologen gestellt haben, an irri-gen Etymologien, die die urbaskische Herkunft spanischer Ortsnamen beweisen sollten. Die Grundeinstellung lässt sich dabei jedes Mal ungefähr so übersetzen: »Wir waren schon immer da, oder jedenfalls lange vor euch; kapiert (ihr beschissenen Zamoraner)?«

Zu diesem Axiom gehört notwendig der Mythos von der baskischen Unbesiegbarkeit, der die historischen Tatsachen einfach ausblendet. Da die Basken nie für einen eigenen Staat zu kämpfen hatten, fällt es durchaus schwer, über ihre kriegerischen Taten Bilanz zu ziehen. Das Zusammenwirken der armen Landwirtschaft, des Majorats und des umstrittenen Universaladels der Basken garantierte einen beständigen Export aufstrebender Männer, und so lieferte das Baskenland den kaiserlichen Armeen einen überproportionalen Anteil an Soldaten und

Bürokraten, von welchen viele sich in den verschiedenen *Conquistas* hervortaten. (Allerdings ist der wohl berühmteste einer, der dabei den Verstand verlor: der berühmte Sucher nach El Dorado, dem der deutsche Regisseur Werner Herzog einen seiner interessantesten Filme widmete, mit dem kongenialen Klaus Kinski in der Rolle des wilden Aguirre). Sobald es jedoch darauf ankam, das eigene Territorium gegen eindringende Armeen, also die Franzosen, zu verteidigen, fielen die Ergebnisse nach dem legendären Überfall auf die Nachhut Karls des Großen anno 778 bei Roncesvalles immer bescheidener aus. Die französische Invasion des Jahres 1823 (die *Cien Mil Hijos de San Luis*) wurde in den ländlichen Gegenden sogar mit Begeisterung begrüßt, ging es doch darum, der liberalen spanischen Herrschaft ein Ende zu setzen. Diese Konstellation sollte sich in allen folgenden Bürgerkriegen wiederholen, von den Karlistenkriegen im 19. Jahrhundert bis zum Spanischen Bürgerkrieg 1936–1939: Während die baskischen Städte vorwiegend liberal blieben (und deshalb belagert und bombardiert wurden), stellte sich die ländliche Bevölkerung, den Anweisungen von den Kanzeln folgend, recht geschlossen hinter die reaktionären Kräfte. Diese anhaltende Spaltung der Gesellschaft widerspricht dem Mythos von einer selig einträchtigen Gemeinde; trotzdem sind die Nationalisten unverdrossen den Kapriolen des baskischen Franzosen Augustin Chaho gefolgt, der schon im 19. Jahrhundert den ersten Karlistenkrieg im Baskenland, in dem sich die antiliberalen und klerikalen Kräfte hinter den Thronprätendenten Don Carlos stellten, gegen jede Evidenz zu einem nationalen Befreiungskrieg gegen die spanischen Angreifer verklärte. Dieses Muster bewährte sich in vielen meiner Schulbücher, in denen auch die folgenden Karlistenkriege und der Bürgerkrieg 1936–1939 zu nationalen Kriegen der Basken gegen die Spanier erklärt wurden.

In *allen* Bürgerkriegen, die das Baskenland zum Schauplatz hatten, erlitt die karlistische beziehungsweise nationalistische Seite stets klare Niederlagen. Die Hochstilisierung dieser Niederlagen zum Ursprung

aller Übel fügt sich ausgezeichnet in den melancholischen Mythos des Nationalismus, dem zufolge gerade Niederlagen stets ein klarer Ausweis für die moralische Überlegenheit der eigenen Sache ist, aber interessanterweise wird gleichzeitig weiterhin die Unbesiegbarkeit der Basken proklamiert. Der mythische Held, mit dem sich radikale wie moderate Nationalisten im Baskenland am liebsten identifizieren, ist denn auch der Gallier Asterix. In zahllosen Propaganda-Cartoons, die den genialen Comic von Goscinny und Uderzo zitieren, wird das kleine Baskenland (in den von Sabino erdachten, jeder geschichtlichen Wirklichkeit entbehrenden Grenzen – also Navarra und das französische Baskenland einschließend) als gallisches Dorf dargestellt, umgeben von machtvollen Feinden, aber immer noch stolz und unabhängig. Dieses in Zeiten der technischen Reproduzierbarkeit tausendfach wiederholte Sinnbild hat meine Kindheit geprägt, und immer noch spüre ich (verstärkt durch die Lachanfälle, die Asterix mir bereitete) den Nachklang der Konditionierung. Der Mythos der Unbeugsamkeit hat auch die politische Einstellung vieler meiner Landsleute bestimmt und seine Pflege spielt im politischen Diskurs eine wesentliche Rolle. Als Beispiel dienen mag hier die bis zum Überdruß wiederholte Aussage von Xabier Arzalluz, der zufolge Franco »die Basken nicht besiegt« habe. Das ist natürlich Unsinn, und zwar in mehrfacher Hinsicht.

Erstens hat der *Generalísimo* Francisco Franco, wie jeder weiß, den Spanischen Bürgerkrieg gewonnen; im Baskenland wurde der letzte Widerstand schon Mitte 1937 gebrochen. Franco starb übrigens, wie ebenfalls bekannt, erst vier Jahrzehnte später im Amt und im Bett. Seine vierzigjährige Diktatur war nicht nur für die meisten Basken eine Katastrophe biblischen Ausmaßes (eine Minderheit profitierte massiv vom Franquismus), sondern auch für die meisten anderen Spanier.

Zweitens, und vielleicht noch wichtiger, hat Franco nicht gegen »die Basken« gekämpft. Im Baskenland wie im ganzen Spanien haben die einen für Franco, die anderen für die Republik gekämpft, und wenn,

wie es die Nationalisten wollen, Navarra zum Baskenland zu zählen ist, dann waren die franquistischen Basken eindeutig in der Mehrheit. Zu ihnen zählte auch, welch Ironie, Xabier Arzalluz' Vater, der sich als karlistischer Traditionalist freiwillig den Franco-Truppen unterordnete. Arzalluz junior kommentierte diese Tatsache lakonisch: »Mein Vater war ein Mann, der seinerzeit eine Entscheidung getroffen hat«. Aber nicht die individuelle Entscheidung des Felipe Arzalluz ist hier relevant, sondern ihre hohe Repräsentativität: Zehntausende von Basken haben den Militärputsch begrüßt, für die Franquisten gekämpft und sich unter der Diktatur sehr wohl gefühlt. Das waren nicht nur Karlisten: Falangisten der ersten Stunde waren der Schriftsteller Rafael Sánchez Mazas, der Komponist der Parteihymne *Cara al sol*, Juan Tellería, der Generalsekretär der Nationalen Bewegung (der Name wurde, wie so viel damals im politischen Bereich, von Nazideutschland übernommen), José Luis Arrese, und der Außenminister und Botschafter José Félix de Lequerica.

Der Leser wird längst abnen, dass sich Arzalluz einer Synekdoche bedient, wenn er »die Basken« sagt und die baskischen Nationalisten meint: Die erwähnten Führungsleute und die Tausende von Franco-Anhängern waren für ihn keine (wahren) Basken. Das macht seine Geschichtsverfälschung zugleich grober und subtiler, denn so wird die Aufmerksamkeit von der zögerlichen und opportunistischen Haltung der PNV vor und während des Bürgerkrieges abgelenkt. Mit der laizistischen Republik konnte die Partei wenig anfangen; sie definiert sich noch heute über das von Sabino Arana kreierte Akronym »JEL« (*Jaungoikua eta Lagizarra*, »Gott und altes Gesetz«). In dem Versuch, für ihre Provinzen einen Autonomiestatus und ein separates Konkordat mit dem Vatikan zu erreichen, hat die PNV lange mit Karlisten und anderen katholischen Kräften kokettiert. Erst als der Putsch der Generäle im Juli 1936 zur Klärung der Fronten drängte, bekannte sich die PNV zur republikanischen Legitimität, weil ihr dadurch die Chancen

auf die ersehnte Autonomie größer erschienen, und die Entscheidung war nicht einstimmig: In den erzkonservativen Provinzen Alava und Navarra, wo der Franco-Putsch vom ersten Tag an auf breite Zustimmung stieß, unterstützten ihn auch die lokalen Parteiverbände (angeblich »unter dem Zwang der Umstände«). Während die linken Milizen verzweifelt versuchten, die Stadt Irun gegen die anrückende Armee von General Mola zu verteidigen (der Verlust des Grenzübergangs zu Frankreich am 5. September 1936 besiegelte das Schicksal des ganzen Nordens), war die PNV immer noch damit beschäftigt, den Preis ihrer Unterstützung für die republikanische Regierung hochzutreiben. Erst als im Oktober der Autonomiestatus für die baskischen Provinzen gebilligt wurde, setzte die PNV ihre Milizen in Bewegung und übernahm als größte Partei den Vorsitz einer baskischen Regierung, in der auch laizistische Nationalisten und linke Kräfte vertreten waren, deren Machtbereich sich nun aber auf die um die Stadt Bilbao sich erstreckende Provinz Bizkaia beschränkte. Die Schlussoffensive der Franquisten im Frühling 1937 war hier zwar erst nach zwei langen Monaten erfolgreich, trotz großer Überlegenheit (vor allem in der Luft), aber als am 17. Juni Bilbao aufgegeben wurde, war es aus mit der baskischen Autonomie. Die Oberhand gewannen nun jene Fraktionen der PNV, die mit dem ganzen Bürgerkrieg nichts zu tun haben wollten, und nach geheimen Gesprächen unter Vermittlung des Vatikans begingen die im benachbarten Santofia konzentrierten PNV-Bataillone Verrat, indem sie sich dem italienischen Expeditionskorps ergaben. Der Fall ist bekannt, auch wenn alle Beteiligten lieber darüber schwiegen: Die PNV aus naheliegenden Gründen; die republikanische Regierung, weil es ihr opportuner erschien, über den Verrat der einzigen verbündeten katholischen Partei hinwegzusehen; die Franco-Seite, weil sie über die Machenschaften der Italiener höchst irritiert war. So durfte die PNV sich bis Kriegsende weiterhin – wenn auch eher symbolisch – an der republikanischen Regierung beteiligen.

Auch nach dieser schmachvollen Kapitulation tat sich die PNV weiterhin nicht gerade durch Widerstandsgeist hervor. Es herrscht allgemeiner Konsens darüber, dass die Entstehung der ETA in den 1950er Jahren auf die Enttäuschung junger Nationalisten angesichts der passiven Haltung der PNV zurückzuführen ist. Mancher in der neuen Generation drängte auf eine aktive Bekämpfung der Diktatur; im Laufe weniger Jahre verkam die anfangs erstrebte Aktions-Reaktions-Dynamik zu blankem Terrorismus, der allerdings erst nach dem Ende der Diktatur und der allgemeinen Amnestie für politische Delikte (1977) sein volles Ausmaß entfaltete. Aber es gehört zu den stillschweigenden Übereinkünften des gemäßigten Nationalismus, die Ausschweifungen der kleinen Brüder als Teil des eigenen Kampfes zu vereinnahmen und sich lediglich von der Wahl der gewaltsamen Mittel scheinheilig zu distanzieren. Arzalluz hat wiederholt unumwunden erklärt, dass PNV und ETA dieselben Ziele anstreben und sich nur in den Methoden unterscheiden; es ist aus dem bisher Gesagten hoffentlich deutlich geworden, dass nicht nur die mafiösen Methoden der ETA, sondern auch die gemeinsamen Ziele in höchstem Maße zweifelhaft sind.

Vielleicht sind die Verfälschung und Instrumentalisierung der Geschichte jeder politischen Bewegung in irgendeinem Maße eigen; bei einer nationalistischen Bewegung allerdings sind sie konstitutiv. In dem hier verhandelten Fall ist zwar die Dreistigkeit der Verfälschung besonders augenfällig, aber das liegt daran, dass die baskische Nationalbewegung spät entstanden ist und so gut wie keinen Historiker von Format produzieren konnte. Angesichts der Tatsache, dass in fast allen Bereichen die akademischen Schichten des Baskenlandes bei der Bildung einer Zivilgesellschaft versagt haben, verdient der Eifer Respekt, mit dem sich die lokalen Historiker der Aufgabe gewidmet haben, sämtliche Mythen der nationalistischen Geschichtserzählung zu widerlegen. Die Leistung ist umso bewundernswerter, wenn man sich das Niveau vergegenwärtigt, wie es sich in meinen Schulbüchern offen-

barte. Dem Nationalismus aber ist die historische Forschung schnuppe. Er operiert nicht auf der Ebene der Vernunft, sondern auf der des Mythos, sei es Tubal, Aitor oder Asterix. So kann Sabino Arana von seinen Anhängern heiliggesprochen und jedes gefallene ETA-Mitglied (nach der bewährten, von Goebbels in den Kampfbüchern zur Vollkommenheit gebrachten Strategie der Todesrituale) zum Märtyrer erhoben werden. Selbst bei der seit den Anfängen der ETA versuchten Vereinbarung von Marxismus und baskischem Nationalismus (die »linke« Komponente wurde ab den 1960er Jahren obligatorisch) wirkt die baskische Starrsinnigkeit Wunder. In diesem Zusammenhang übrigens bietet es sich wieder an, den schon erwähnten Federico Krutwig zu zitieren, dem zufolge ausgerechnet das Baskenland eine Ausnahme zur marxistischen Geschichtsauffassung darstellt: »Die baskische Geschichte beruht nicht auf dem Antagonismus zwischen unterdrückenden und unterdrückten Klassen. Jeder Unterdrückungsversuch kam, wenn es ihn gab, stets aus Spanien oder Frankreich.«

Die nationalistische Version der baskischen Geschichte manifestiert sich vorzugsweise im Bereich des Symbolischen, nicht Falsifizierbaren. Dort war ihr Feldzug äußerst erfolgreich, unter anderem weil sich lange kein Widerstand dagegen regte. Interessant ist zum Beispiel das Bonmot des einstigen Generalsekretärs der Sozialisten in Bizkaia, Ricardo García Damborenea (der Jahre später als Initiator der GAL genannten Todesschwadronen ins Gefängnis musste), in der Debatte Anfang der 1980er Jahre um die Hymne der Autonomen Gemeinschaft Baskenland, bei der die PNV ihre Parteihymne *Gora ta gora* durchsetzen wollte: »Mir ist es egal, ob wir als Hymne *Gora ta gora* oder *De Santurce a Bilbao* [ein populäres, leicht anzügliches Fischerlied] bekommen.« Und da es ihm egal war, bekamen wir die *Gora ta gora*. So wuchs ich in einer autonomen Region Spaniens auf, die mehr Kompetenzen als jedes deutsche Bundesland hat, als offiziellen Namen den von Sabino Arana erfundenen *Euskadi* trägt, als offizielle Fahne die von Sabino

Arana erfundene *ikurrña* hisst und als offizielle Hymne das von Sabino Arana komponierte *Gora ta gora* absingt. Der öffentliche Baskische Rundfunk beharrt im Wetterbericht auf den von Sabino erdachten Grenzen des Großbaskenlandes einschließlich Navarra und des französischen Baskenlands; die Einwohner dieser beiden Gebiete allerdings haben sich bisher nie willig gezeigt, einer solch ambitionierten Phantasie Folge zu leisten und dem Baskenland beizutreten.

Ein beliebtes symbolisches Schlachtfeld, auf dem nicht nur im Baskenland die unterschiedlichen Geschichtsauffassungen ihre Kräfte messen, sind die Straßennamen. In ganz Spanien ergab sich eine großartige Chance für Veränderung, als nach dem Ende der Diktatur die zahllosen Alleen, die dem *Generalísimo*, der Armee oder dem Gründer der faschistischen Falange-Bewegung José Antonio Primo de Rivera gewidmet waren, nicht mehr tragbar erschienen. Die Nationalisten nutzten schnell die Chance, die ihnen ihre Mehrheit in vielen Stadtraten und die fatale Gleichgültigkeit der Nicht-Nationalisten gegenüber der Kraft von Symbolen bot; sie beglückten die Basken mit zahllosen Alleen zu Ehren von Sabino Arana, von Euskal Herria oder von einem anderen José Antonio (nämlich Aguirre, dem Präsidenten der Baskischen Regierung während des Bürgerkrieges). Manchmal beschränkten sie ihren Eifer nicht darauf, die franquistischen Straßennamen umzubenenen. In Bilbao zum Beispiel waren sie sich nicht zu schade, die behutsame Ausgewogenheit zu zerstören, mit der man den Zwiespalt des ersten Karlistenkrieges gewürdigt hatte und die sogar in der Francozeit respektiert worden war: Seit Jahrzehnten gab es in der Stadt eine Zumalacárregui-Allee (nach dem karlistischen Anführer, der Bilbao 1835 belagert und beschossen hatte) und eine Espartero-Straße (nach dem liberalen General, der sie 1836 befreite). Für die baskischen Nationalisten, die sich größtenteils in ihrem antiliberalen, traditionalistischen Elan als Erben der Karlisten fühlten, war Espartero aber eine Hassfigur, die aus dem Straßenverzeichnis getilgt gehörte; so hat Bil-

bao heute eine Straße, die an seinen Belagerer erinnert, doch keine, die seinen Befreier ehrt. Es wäre zu hoffen gewesen, dass die nationalistischen Stadträte sich wenigstens bemüht hätten, Espartero durch eine Konsensfigur zu ersetzen, aber mitnichten. Neuer Namensgeber wurde der PNV-Führer in der Illegalität unter Franco, Juan de Ajuriaguerra, der auch der unrühmliche Unterhändler bei der Kapitulation von Santofña gewesen war. Erst neuerdings setzt sich allmählich die Auffassung durch, dass man vielleicht auch eine Quote von Nicht-Nationalisten im Straßenverzeichnis dulden sollte; meines Wissens ist in Bilbao nur den Sozialisten Ramón Rubial und Indalecio Prieto diese Ehre zuteil geworden. Der Weltbürger aus Bilbao, Miguel de Unamuno, der bedeutendste Geist, den die Stadt hervorgebracht hat, ist dort nach wie vor Zielscheibe von allerlei Anfeindungen der Radikalen; einmal wurde sogar bei Nacht und Nebel seine Büste vom Unamuno-Platz entfernt und in den Fluss geworfen. Immerhin, so viel muss man der Gerechtigkeit halber hinzufügen, hatte Unamuno einen leidenschaftlichen Verfechter in dem langjährigen Oberbürgermeister von Bilbao, Iñaki Azkuna (1943–2014), der Kultur und Geschichtsbewusstsein über Parteilaisson stellte.

Ungewöhnlicher als die Umbenennung von Straßen ist, zumindest in demokratischen Ländern, die Umbenennung von Städten. Nach dem Ende der franquistischen Diktatur aber erlebten die baskischen Städte und Dörfer eine wahre Flut von Umbenennungen. Der Wunsch, eine Art Neuanfang zu signalisieren, war noch nachvollziehbar; ebenso einleuchtend scheint mir, dass baskische Ortsbezeichnungen den kurz zuvor festgelegten orthographischen Regeln angepasst wurden (so heißt meine Heimatstadt nunmehr *Getxo* statt *Guecho*). Weniger zwingend ist, dass offenkundig baskische Namen nach abstrusen philologischen Berechnungen geändert wurden: Niemand konnte mir je erklären, warum man plötzlich *Larrabetxu* statt *Larrabezua* sagen sollte. Und wenn offensichtlich spanische Städtenamen durch frisch erdachte

baskische Versionen ersetzt werden, geht es definitiv um etwas anderes als um philologische Stringenz. Man könnte noch hinnehmen, dass in einer zweisprachigen Gegend Äquivalente in beiden kooffiziellen Sprachen nötig sind, so dass der Stadtteil *Las Arenas* nun auch *Areeta* heißt. Wenn aber keine Anstalten gemacht werden, den Stadtteil *Neguri* nun auch *Ciudad invernal* zu nennen, verliert die Rechtfertigung an Glaubwürdigkeit. Tatsächlich geht es hier um die Durchsetzung eines nationalistischen Wunschbildes, in dem das Baskenland eine differenzierte, exotische Gemeinde bildet, in der jegliche spanische Ortsbezeichnung fehl am Platze ist. Was tun also, wenn die neue baskische Hauptstadt seit Jahrhunderten *Vitoria* heißt? Man macht einen baskisch klingenden Ort in der Nähe ausfindig und benennt die Stadt per Dekret in *Vitoria-Gasteiz* um. Und was soll man anfangen mit diesem seltsamer *Bilbao*? Ohne baskische Endung? Ganz einfach: von nun an heißt es *Bilbo* (auch keine baskische Endung, aber wenigstens anders). Für Philologen ergab sich hier eine einmalige Chance, endlich von der Analyse zur Tat zu schreiten, denn hier ging es nicht darum, die Etymologie eines Ortsnamens zu rekonstruieren, sondern umgekehrt: Sie leiteten aus den vorhandenen Namen her, wie jeder Ort in ihrem Philologenbaskisch zu heißen habe. In allerjüngster Zeit hat der Stadtrat von Sopedana entschieden, dass die Stadt von nun an ausschließlich *Sopela* heißen soll, weil im Baskischen das N zwischen Vokalen zum Verschwinden neigt. Im Fall dieser Küstenstadt war das bisher nicht geschehen, aber manchmal brauchen die Lautgesetze eben ein wenig Nachhilfe. Aus ebendemselbem Grund heißt der Sitz der Universität des Baskenlandes *Leioa*, auch wenn meine Großmutter sich noch an ihre eigene Großmutter gut erinnern konnte, die nur Baskisch sprach und allen phonetischen Gesetzen zum Trotz *Lejona* sagte.

Werden sich all diese oft willkürlichen Umbenennungen durchsetzen? Wer weiß? Immerhin hieß Chemnitz 38 Jahre lang »Karl-Marx-Stadt«, und vielleicht wird in einigen Jahrzehnten »Gasteiz« so natür-

lich klingen wie heute, sagen wir, »Wilhelmshaven«. Entscheidend ist freilich die Bereitschaft der Bevölkerung, sich eine Identität von oben verordnen zu lassen. Gegen die grassierende Legende, die aus den Basken ein uraltes, traditionsliebendes Völkchen machen will, zeigen diese übrigens in letzter Zeit eine frappierende Bereitschaft, ihre Traditionen zu Gunsten viel jüngerer Mythen und Wunschbilder auszublenden. Und solcher Eifer, eine Differenz um jeden Preis zu errichten und nachdrücklich zu betonen, ist selten ein Zeichen souveränen Umgangs mit der eigenen Identität.